



Feierabend



Noahs Tagebuch.

Von André Dahl.

Diese vom Vater Noah eigenhändig niedergeschriebene Urkunde — die zitterrige Schrift des Alkoholikers ist unverkennbar — wurde achtmal der Akademie der Wissenschaften vorgelegt, welche sich jedoch entschieden weigerte, eine Überprüfung vorzunehmen.

Man muß offenbar annehmen, daß hinter dieser Weigerung politische Gründe oder gar kleinliche Eifersucht verborgen sind.

Ich bin sehr zufrieden. Wenn das Wetter weiter so schön bleibt, werde ich wohl meine Weinernte um einen Monat früher als im vorigen Jahre einbringen können.

Am nächsten Tag. Gott hat mich für morgen rufen lassen. Das ist schon das achte Mal. Er stört uns wegen jeder Kleinigkeit. Unter solchen Umständen kann man nicht ruhig arbeiten.

Am folgenden Tag. Gott hat mich empfangen. Er war reizend. Er ist jetzt nicht mehr so befehlshaberisch wie früher. Er wird müde und alt. Er hat mich vertraulich beim Arm genommen und gesagt: „Mein lieber Noah, es wird regnen . . .“

„O Herr,“ antwortete ich, „dein Wille geschehe. Es ist sicher, daß ein bißchen Regen meinem Wein nicht schaden wird.“

„Es handelt sich nicht um ein bißchen Regen, es wird durch vierzig Tage regnen, Noah. Das Wasser wird die Gipfel der Berge übersfluten. Es wird eine schreckliche Katastrophe werden.“

„Darf ich mich nach der Ursache dieser Sintflut erkundigen?“

„Gewiß, lieber Noah, ich will das System von Ebbe und Flut einführen. Aber beim erstenmal wird es nicht glatt abgehen. Auf der einen Seite wird zuviel Wasser und auf der anderen Seite zu wenig Wasser sein. Ich muß also eine Sintflut veranstalten. Und dann will ich auch etwas für meine lieben Fische tun. Diese Tiere sind zu reizend. Sie reden nicht und verlangen nichts von mir. Es wird also eine Sintflut geben. Aber du sollst nicht umkommen.“

„Wie heißt? Ich?“
„Du bist ein netter, gerechter und anständiger Mensch. Ich kenne wohl deine Fehler. Aber du hast ein gutes Herz. Mache also folgendes: Du wirst ein Schiff aus Baumstämmen, die du mit Bech zusammen-

fügen wirst, erbauen. Wenn du merkst, daß der Regen kommt, wirst du das Schiff mit samt deiner Frau besteigen und durch vierzig Tage darauf bleiben . . .“

„Vierzig Tage mit meiner Frau? O Herr, das ist eine fürchterliche Strafe, die ich nicht verdient habe. Da möchte ich lieber erkaufen. Du machst dir keine Vorstellung, was vierzig Tage in Gesellschaft meiner Frau bedeuten. Mit ihr verglichen ist der Pleiosaurus das reine Lämmchen.“

„Du mußt sie dennoch mitnehmen. Nichts kann eine Frau so beängstigen, wie das Leben an Bord eines Schiffes. Uebrigens werdet ihr nicht allein sein. Du wirst auch deine drei Söhne und ihre drei Frauen mitnehmen und weiter je ein Paar von allen unreinen Tieren und je sieben Paare von allen reinen Tieren.“

„Aber, o Herr, da brauche ich ja ein riesiges Schiff . . .“

„Und wenn schon. Aber ich will dir deine Aufgabe erleichtern. Ich will für dich einen Zypressenwald erschaffen. Es werde ein Zypressenwald!“

Augenblicklich entstand vor meinen Augen ein hundertjähriger Zypressenwald. Gott ist nun einmal so. Ich habe noch nie jemanden gesehen, der alles so verwickelt macht. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, sogleich die Arche zu erschaffen, damit ich mir die Mühe erspare. Daran denkt er nicht. Er macht alles so im Handumdrehen.

„Hier ist der Wald,“ sagte er, indem er in einer Wolke entwand. „Beeile dich. Ihr müßt euch alle in die Arche begeben. Wenn ihr heute Abend anfangt, könnt ihr in hundert Jahren ganz gut fertig werden.“

Einen Tag später. Ich habe die Arche in Angriff genommen. Das Gerücht, daß eine Sintflut kommen wird, hat sich rasch verbreitet. Meine Frau konnte die Nachricht nicht bei sich behalten. Jetzt herrscht ein furchtbarer Andrang von Tieren, die alle Plätze belegen wollen. Da klopf mir alle fünf Minuten so ein riesiger Kerl von einem Löwen auf die Schulter und bittet mich, ihn doch bestimmt mitzunehmen. Das ist sehr peinlich. Schrecklich ist es, wie ungeduldig sich die Schnecken gebärden, sie haben begriffsicherweise Angst, nicht zurechtzukommen . . .

Es verfließen hundert Jahre.

Am Tage vor Beginn der Sintflut. — Also, die Arche ist fertig. Gott hat heute um drei Uhr das Fahrzeug feierlich besichtigt. Die Inneneinrichtung hat gut gefallen. Wir haben vereinbart, daß jeder seinen Proviant selbst mitnimmt. Die Einschiffung beginnt morgen früh. Ich ahne, daß es heilloser Durcheinander geben wird. Gott hat mir nach Schluß der Bestätigung die Hand geschüttelt, indem er sagte: „Sehr gut. Ich bin sehr zufrieden, Noah. Du erinnerst dich: je ein Paar von den unreinen Tieren und je sieben Paare von den reinen Tieren. Ich verlasse mich auf dich, daß du niemanden vergißt.“

Und sogleich fing es zu regnen an.

Am zweiten Tag. — Dieser Wolkenebruch will nicht aufhören. Meine armen Weingärten sind schon vollkommen unter Wasser. Das Gedränge in der Arche ist schrecklich. Das Schiff hat sich in beunruhigender Weise zur Seite geneigt, als die sieben Paare Elefanten auf einmal einstiegen. Unangenehm ist es, daß wir von den Raubtieren nur je ein Paar mitnehmen dürfen. Acht Wespen sind gekommen. Die ganze Familie war vier Stunden lang damit beschäftigt, sechs von ihnen wegzujagen. Der Hirsch hat mit seinem Geweih die Eingangstüre eingestochen. Mein Sohn Sem beschäftigt sich mit Lebensmittelgeschäften. Ich siche vor einem unangenehmen Problem. Der Einsiedlerkrebs will durchaus allein mitfahren. Nun muß ich aber gemäß dem Befehl des Herrn ein Paar mitnehmen. Wenn ich aber ein Paar mitnehme, dann ist der Einsiedlerkrebs kein Einsiedlerkrebs mehr. Ich kenne mich nicht aus.

Am fünften Tag. — Der Regen fällt unablässig. Die Aussicht ist unheilverkündend. Nur einige Baumwipfel ragen aus der Flut empor. Alles sondert sich voneinander ab. Wir müßten den Bonofloffen und den anderen Bazillen ein eigenes Eckchen reservieren, da sie niemand in seiner Nähe haben wollte.

Eben hatte ich die Eingangstüre geschlossen, als ich sie wieder öffnen mußte. Es war die Schildkröte, die verzweifelt eingelassen zu werden bat.

Mit der Riesenschlange lebe ich im besten Einvernehmen. Sie ist entzückend. Sie hat uns gerne gestattet, sie am Pfafond

aufzuhängen, um die Wäsche trocknen zu können.

Am siebenten Tag. — Der Regen wird immer stärker. Es ist kalt. Mein Sohn Sem hat einen kleinen Pelzbandel begonnen. Meine Frau beginnt zu schmollen. Mit einer Energie, die mir sonst fremd ist, habe ich die Tür geöffnet und ihr gesagt: „Wenn es dir nicht paßt, du brauchst nur zu gehen, bitte . . .“, indem ich auf die unendliche Wasserfläche wies. Ich gab ihr eine Ohrfeige und verfrachtete sie in den Raum der wilden Tiere.

. . . igster Tag. — Ich habe mich sehr geärgert. Da habe ich an jedem Morgen, um die Tage zu zählen, in ein Stück Holz eine Kerbe gemacht. Jetzt hat der Tiger das Holz verwendet, um sich damit die Zähne zu putzen. Ich weiß nicht, wieviel Tage wir noch in der Arche verbringen müssen. Vielleicht zwei, vielleicht auch zwanzig . . .

Es regnet. Der Ausblick ist schrecklich. Alles, was auf der Erde lebte, ist zugrunde gegangen. Glücklicherweise gab es noch nicht allzuviel Lebewesen auf der Erde. Gottes Weisheit ist unermeßlich. Wenn ich bedenke, daß er seine Sintflut so um ein paar Millionen Jahre später veranstaltet hätte . . .

. . . igster Tag. — Es giebt ununterbrochen. Bei den Tieren herrscht die größte Unordnung. Die Ruhe der ersten Tage ist einer begreiflichen Erregung gewichen. Die Katzen laufen den Räuken nach, die Löwin hat ein halbes Lamm gefressen und die Eule läßt niemanden in Ruhe schlafen. Die Giraffe hätte sich beim Aufstehen fast tödlich verletzt; denn der Plafond ist zu niedrig. Auch Geburten sind zu verzeichnen. Die Kuh hat ein Kalb bekommen. In der Dunkelheit hat sich das Känguruh geirrt und das Kalb in seine Brusttasche gesteckt. Noch weitere acht Tage und ich werde verrückt . . .

. . . igster Tag. — Das ist kein Regen mehr. Das ist ein Wolkenbruch. Gott hat sich wohl geirrt. Es regnet schon länger als vierzig Tage. Oder vielleicht hat er vergessen? Die Lage ist keine tröstliche.

Ich habe versucht, die Taube wegzuschicken, um zu sehen, ob irgendeine Aussicht auf besseres Wetter bestehe. Ich öffnete die Türe und machte: „rud . . . rud . . .“ Unbegreiflicherweise bezog der Elefant dies auf sich und fiel mit einem Verzweiflungsschrei wie ein Idiot ins Wasser. Dieses sein vorzeitiges Ende erfüllte die ganze Besatzung mit großem Schmerz.

Meine Schwiegertöchter machen mir fortwährend Szenen.

Meine Söhne und ich, wir haben beschlossen, die Nacht zu bemühen, um uns der Frauen zu entledigen. Der Feldzugsplan wurde in aller Verschwiegenheit durchgeführt. Aber bei Tagesanbruch waren die Frauen immer noch da. Wir hatten uns in der Dunkelheit geirrt und vier Affen ertränkt!

. . . igster Tag. — Mit aller Vorsicht ließ ich die Taube ausfliegen. Sie flog dreimal um die Arche und entfernte sich dann. Mein Sohn Sem nahm Betten bezüglich des Zeitpunktes ihrer Rückkehr an. Sie kam schon einige Minuten später zurück und hielt einen Delbaumzweig im Schnabel.

Dann fuhr die Arche auf den Gipfel eines Berges, den ich aufs Geratewohl Ararat taufte. Am Himmel erschien ein verschiedenfarbiger Bogen. Ich sah ihn als eine Offenbarung der göttlichen Güte

auf, ließ aber dessen ungeachtet für den Fall der Gefahr meine Frau zuerst aussteigen. Dann folgten erst wir anderen.

An Land. — Ein schreckliches Leben. Man könnte fast taub werden. Unablässig hörte man: „Habtshi . . . Habtshi . . .“

Jedermann ohne Ausnahme, die Ente, der Leopard, die Kröte, das Zebra, der Hase, der Bär, der Geier, die Spinne, der Maiskäfer und meine Frau, buchstäblich jedermann hat den Schnupfen!

Spinnereimädchen.

Von Gerhart Baron.

Ob wir klagen? O, wir tragen unsre jungen Leiber

Woche ein und aus zur selben Schlachtbank hin. Ob wir jubeln in den Trubeln abends in Lokalen?

Singt das Blut und klingt das Herz: Wohin?

Hunderttausend Spulen in verstaubten Sälen fragen unsre Seele, fragen Herz und Hirn. Scheiben blihen, Transmissionen gleiten. Und die Spinnmaschinen

Surren monoton. Wie glorieich steigt der Zwirn.

Kupferbraun Manila, silberblonde Sijahwellen richten unsre Hände Tag für Tag im Takt. Rannen rollen, Knäuelmaschinen rasen, unsre Augen wachen.

Messer her. Und Räder rauschen, Riemen knattern Tag für Tag im Takt.

O, wir wissen: schön sind Sonne, Wälder, Liebesworte.

Hast du nicht gehustet? — Ja, der Staub, der Staub.

Still. — Der Ingenieur. — Und dort des Meisters Lauermiene. —

Morgen noch zum Arzt. — Und brüllend saust der Saal.

In der Werkstatt des Geräuschverkäufers.

Vom Babytschrei bis zum Löwengebrüll.

Wir haben heutzutage in dem Trubel des modernen Lebens an Geräuschen mehr als zuviel. Wer sollte also noch für Geräusche Geld ausgeben?

Aber es gibt besondere Klänge, deren Erzeugung sehr begehrt wird und daher auch klingenden Lohn einträgt. Der Rundfunk hat dem Ohr des modernen Menschen neue Welten erschlossen, und nun erscheint im Tonfilm eine neue Weltmacht, die sich an unser Gehör wendet. Für Theateraufführungen, für Varietees, für Grammophonaufnahmen usw. werden bestimmte Tonmischungen verlangt, die nur ein Sachkenner herstellen kann. Der Handel mit Geräuschen ist daher ein einträgliches Geschäft, das sich erst in unseren Tagen ausgebildet hat.

In die Werkstatt eines solchen Geräuschverkäufers führt uns der Bericht einer englischen Wochenschrift. H. Hints Martin bewohnt in London ein Haus, das mit den seltsamsten Apparaten und Instrumenten vollgestopft ist. Kein Junge, der noch so sehr für Lärm und Kabau schwärmt, könnte sich ein Paradies vorstellen, in dem nach Belieben so viel Laute der sonderbarsten Art hervorgebracht werden können. Martin macht jedes Geräusch, das von ihm verlangt wird. „Alles, vom Babytschrei bis zum Löwengebrüll“, ist eine seiner Geschäftsempfehlungen. Er ist hinter den Kulissen der Londoner Theater tätig, wenn das Stück ganz bestimmte Laute

braucht, die in ihm eine Rolle spielen oder eine Stimmung vermitteln sollen. Der englische Rundfunk gehört zu seinen besten Kunden denn man braucht hier für viele Vorführungen ganz besondere Klangkombinationen, die dem Hörer eine bestimmte Situation oder Szene veranschaulichen sollen. Auch die Musik für stumme Filme, in der einzelne Vorgänge für das Ohr verdeutlicht werden sollen, wird von ihm zusammengestellt. Ein besonders reiches Tätigkeitsgebiet hat sich ihm aber im Tonfilm eröffnet. Die schauerlichsten Sirenenklänge, das ganze Chaos einer untergehenden Schiffswelt, das in dem Tonfilm „Atlantique“ so großartig heraufbeschworen wird, sind ihm zu verdanken.

Man kam erst durch einen Zufall oder vielmehr Unfall auf seine Mitarbeit. Die langgezogenen Töne der Sirenen wurden zunächst mit einem hölzernen Kasten erzeugt, auf dem sich einige Orgelpfeifen befanden; aber dieser Apparat zerbrach, und als man sich keinen Rat wußte, erschien als Retter Hints Martin, der dem Regisseur nicht nur die Sirenenklänge, sondern alle gewünschten Töne in der Form zur Verfügung stellte, in der sie im Tonfilm am naturgetreuesten wirken. Martin ist anerkannter Sachverständiger in allen Fragen der Musik und der Tonwirkung. Seine Werkstatt ist in England einzigartig. Da ist z. B. die Maschine, die das Löwengebrüll hervorbringt. Sie besteht in einer kegelförmigen Trommel, von der eine besondere „Zunge“ und eine Schnur herabhängen. Man braucht nur an der Schnur zu ziehen, und schon donnert die Stimme des Königs der Tiere durch den Raum, majestätisch wie Urwald. Mit diesem Instrument wird auch das Trompeten der Elefanten durch eine kleine Abänderung erzeugt.

„Für den Tonfilm“, erklärte Martin, „sind die der Natur nachgeahmten Geräusche unbrauchbar. Ein Löwengebrüll, wie ich es erzeuge, würde im Tonfilm vollkommen anders klingen. Da muß man andere Instrumente erfinden und neue Wege finden, und deshalb kommen die Tonfilmleute zu mir. Diese Zusammenstellung von Trommeln hier sieht sehr einfach aus. Aber es bedurfte einer langen Zeit der Versuche, bevor die richtigen Töne zustande gebracht wurden. Ebenso ist es mit dem Wind-Instrument.“ Martin wies auf einen Zylinder aus Leinwand, der mit einem merkwürdig aussehenden Holzstapfen und anderen Teilen in Verbindung stand. Er drehte an einer Kurbel, und plötzlich erhob sich mit wildem heulenden Pfeifen ein Orkan und flaute langsam wieder ab. Ein ganzer großer Raum der Werkstatt ist nur für die Erzeugung von Geräuschen bestimmt, die sich auf das See- und Schiffswesen beziehen. Da kann man das Tuten der Sirenen, das Klirren der Anker, das Pfeifen der Fährrboote usw. hören.

Der Eindringling.

„Die Unglücklichen begehen in ihren Rebellionen keinen Irrtum, wenn sie eine Religion hassen, die von ihnen fordert, sich in ihr Schicksal zu ergeben.“ Dieser Satz könnte als Motto einem Roman voranstehen, der jetzt in der Büchergilde Gutenberg, Berlin, als geschmackvoll ausgestatteter Dreimarkband erschienen ist: „Der Eindringling von Vincente Biazco Ibanez. In diesem Buch greift der Zola Spaniens die beiden größten Feinde des arbeitenden Volkes nicht nur Spaniens, sondern der ganzen Welt an: den ausbeuterischen Kapitalismus und die bei dieser Ausbeutung helfende und mitprofitierende jesuitische Kirche.“

Ibanez gehört zu den wenigen Roman-

schriftstellern, die den Klassencharakter der Gesellschaft klar erkannt haben und den Mut aufbringen, diese Klassenteilung in ihren Romanen ungeschminkt auftreten zu lassen. Im „Eindringling“ stehen sich zwei unüberbrückbare Welten schroff gegenüber: hier die Millionäre von Bilbao mit ihrem Generalstab von Pfaffen, Lakaien und Handlangern, mit ihren Palästen und prunkvollen Kirchen, mit ihrem Riesenapparat von Bergwerken, Hochöfen und Hafenanlagen — und dort die ausgeplünderten Bergarbeiter im Tagbau und unter der Erde, in ihren elenden Baracken, zwiefach ausgebeutet durch den jammer vollen Lohn und durch den Zwang, allen Bedarf in den Verkaufsständen der Vorgesetzten zu decken. Zwischen diesen beiden Lagern ist ein ewiger Kriegszustand. Der Zusammenstoß zwischen oben und unten ist unausbleiblich.

Man merkt es diesem Roman an, daß Ibanez sein Milieu und seine Leute kennt. Die von der Industrie zerfleischte Natur, die vulkanisch lodernnden Hüttenwerke, die verlausten Elendsquartiere der Arbeiter, die Krankenhäuser voll verstümmelten Unglücklichen, alles das steht greifbar und unvergänglich vor uns da. Aber Ibanez kennt auch die Welt der Millionäre aus eigener Anschauung und die über ihren Palästen thronende Kirche der Jesuiten, die überall dort aus dem Boden wächst, wo Reichtum auftritt. In den Bezirken der Not und des kleinbürgerlichen Mittelstandes strengt sich der Jesuit nicht an. Er weiß, daß er alles beherrscht, wenn er als Seelsorger und als Berater in den Familien der Reichen sitzt, wo nichts geschehen darf ohne seine Einwilligung. Die gelangweilten Frauen der Industriekönige sind seine sichere Beute, und wenn er sie hat, dann hat er bald die ganze Familie und damit den Schlüssel zum Geldschrank und den Zutritt zum Personal- und Lohnbüro. Wir erleben in diesem Buch, wie der Jesuit in die reichste Familie von Bilbao eindringt und damit glaubt, mit dem Millionär auch den Millionenbetrieb beherrschen zu können. Eines Tages aber steigen die Arbeiter aus ihren zerklüfteten Bergen nieder und versammeln sich in Bilbao zu einer großen Lohndemonstration. Da am selben Tage die Kirche eine große Wallfahrt nach dem „Gnadenbilde“ der Schutzheerin von Biscaya organisiert hat, kommt es zu dem unausbleiblichen Zusammenprall. Schläge und Schüsse werden gewechselt, von den Kirchtürmen herab wird meuchlings auf unbewaffnete Arbeiter geschossen, aber diese liefern den Gegnern mit ihren Fäusten das erste Gefecht. Eine Entscheidung fällt nicht, weil Militär sich dazwischenstellt, die den Zug der Wallfahrer schützen müssen, viel lieber aber ihre Gewehre umdrehen, um mit den Arbeitern gemeinsame Sache zu machen. Das Schlußbild baut der Dichter zu einer großen Vision aus: Der Industriearbeiter ist der Träger der sozialen Revolution und des kulturellen Fortschritts; seine Fäuste befreien die Menschheit von ihren trügerischen Illusionen und schaffen Platz für die ungefesselte Wissenschaft und die soziale Gerechtigkeit.

„Der Eindringling“ hat seinen Platz neben „Germinal“, neben „Boston“ und „Pelle der Eroberer“.

Schwierige Verständigung.

Nicht nur den Ausländern in München, Kiel und Königsberg ist das Leipziger Sächsisch ein böhmisches Dorf. Es kommt sogar vor, daß die Leute in der Messelstadt sich gegenseitig nicht verständigen können und aneinander vorbeireden. Etwa so:

„Ge scheenes Weddr heide!“
 „Rech, Rejn wärmr griechn!“
 „Nu freilich griechn de Rejnwärmr...“
 „Rech, 'ch meene doch: Rejn wärmr griechn!“

„Nu waderlich griechn die! Die wärn doch nich flichn!“ Das gennje doch garnich!“
 „Nu nech doch, das habb'ch cha ooch gar nich behaubdet! 'ch wollde saachen, daß mr heide Rejn griechn wärn!“
 „Ach, soo hamjes gemeend... Da gennje Rächd ham... Cha, Rejn gommd bestimmd; awr was'ch Sie noch saachn wollde: Heide gommd ge Gewiddr...“
 „Wer iss'n Sege?“
 „Rech, chätzd ham Sie mich nich brichdandn; 'ch saache ähm: Heide gommd ge Gewiddr!“

„Nu zum Teibel, wer iss'n der Sege, der de widdrgommd? Den genn'ch doch gar nich!“
 „'ch genn doch sonst ä heedn!“
 „Rech doch, nech, 'ch genn'n doch ooch gar nich! 'ch wollde bloß in allr Bescheidnheit saachn, daß mr heide woll nich mid ä Gewiddr wärn zu rächd ham; dadrzu issis zu giehle!“
 „Ach, chätzd hab'ch's gabbierd: Ae Gewiddr begommt heide nich, meen Se?“
 „Rächdj: Heide gommd ge Gewiddr!“
 „Rech, awr Rejn wärmr griechn...“ —
 S o m p.

Aus der Hengentüche.

Die Geheimnisse der internationalen Lebensmittelfälscher. — Schokolade, die keine ist. — Margarine als Butter. — Konservierte Eier und einbalsamiertes Geflügel. — Verjüngtes Fleisch. — Kupferjulfat als Nahrungsmittelzusatz.

Während der Kriegszeit gab es allerlei sogenannten „Lebensmittelerfälsch“, und zu guter Letzt wurde auch ein Erfälsch für den „Erfälsch“ geschaffen. Heute sind glücklicherweise all diese Surrogate verschwunden. Aber noch immer, und jetzt erst recht gibt es Lebensmittel, die nicht nur keinen Nährwert besitzen, sondern deren Genuß geradezu gesundheitschädlich ist. Die internationalen Lebensmittelfälscher sind wieder am Werk und versuchen mit den Mitteln der modernen Chemie, sich einen möglichst großen Nutzen zu verschaffen und den hungrigen Menschen einen möglichst großen Schaden zuzufügen. Wahlos wird alles gefälscht, sowohl die Lederbissen der Reichen wie auch die Nahrung der Armen.

Die „Wissenschaft“ der Lebensmittelfälschung ist in Frankreich am höchsten entwickelt. Ein Rundgang durch das „Musée de la Contrefaçon“ (Museum der Fälschungen) liefert hierfür den schlagendsten Beweis. Außerst lehrreich und zugleich auch magenaufwühlend ist das ausgestapelte Material. Man lernt dort die neuesten Methoden der internationalen Lebensmittelfälscher- und Verjüngerbanden kennen. Lebensmittel werden nämlich nicht nur gefälscht, sondern auch verjüngt. Ein richtiges Gefeuln überläuft den Besucher, wenn er erfährt, mit wem giftigen Geparisch das Geld aus seiner und der übrigen Menschen Taschen gezogen wird.

Man sieht auch verschiedene Reklamen und Zirkulare, die immer und immer dasselbe in die Ohren der interessierten Fabrikanten und Kaufleute flüstern: Wenn Sie verorbene oder alte Ware haben, so werfen Sie sie nicht fort! Ich verpflichte mich, aus derselben frische Ware zu machen. Wenden Sie sich vertrauensvoll an mich!

Und tatsächlich. Diese Reklamen und Zirkulare versprechen nicht zu viel. Sie bringen das Wunder der Lebensmittelverjüngung zu Wege. Nur eben, daß sie es unter Zuhilfenahme allerlei giftiger Mittel tun und die den Lebensmitteln beigemischten giftigen Chemikalien tragen das ihrige dazu bei, um die krankheitsregende Wirkung der beginnenden Fäulniskeime zu erhöhen.

Besonders stark wird Schokolade gefälscht. Echte Schokolade wird aus Kakaobutter gemacht und ist nahrhaft. Aber auch mit billigen Surrogaten, aus allerlei exotischen Fetten, wie z. B. aus Kokos- und Illipé-Fett oder aus Ecololal, Karamelöl und ähnlichen Dingen läßt sich Schokolade machen. Natürlich fehlt dieser schokoladähnlichen Nichtschokolade jeder Nährwert, dafür ist sie aber sehr geeignet, allerlei Magenbeschwerden zu verursachen.

Die französischen Schokoladefabrikanten haben jetzt eine Belohnung von 20.000 Fran-

ken ausgeschrieben für denjenigen, der eine sichere Methode findet, falsche Schokolade von der echten auf leichte Weise und mit absoluter Sicherheit zu unterscheiden. Ebenso wurde ein Preis von 10.000 Franken ausgesetzt zur Schaffung eines chemischen Verfahrens, das es ermöglicht, gebutterte Butter von der Margarine zu unterscheiden.

In Paris herrscht ständig Eier-Misere. Nicht etwa, daß nicht genügend Eier vorhanden wären, aber der Käufer weiß es nie, ob ihm alte Eier nicht als „Frischeier“ angeprieselt und verkauft werden. In Frankreich verbietet nämlich kein Gesetz und auch keine Verordnung, daß der Eierhändler konservierte Eier, die viele Monate lang in einer chemischen „Verjüngungslüffigkeit“ eingelegt waren, als „Frischeier“ verkauft.

Diese Lebensmittelfälschungen sind noch die einfacheren. Die internationalen Fälscherbanden arbeiten aber auch auf viel kompliziertere Weise. Mitunter entlehnen sie ihre Methoden der Anatomie. In der letzten Zeit wurde es geradezu Mode, Hühner und anderes Geflügel einzubalsamieren, damit man sie für lange Monate frisch erhält. In den anatomischen Instituten werden bekanntlich die Leichen, an denen die Mediziner sezieren lernen, durch verschiedene Verfahren konserviert, um den eintretenden Prozeß der Verwesung möglichst zu verzögern. Diese Einbalsamierung geschieht für gewöhnlich so, daß in eine der großen Schlagadern der Leiche die konservierende Flüssigkeit eingespritzt wird, die sich dann auf dem Wege des Abflusses in den ganzen Körper verteilt.

Diese Methode verwenden nun viele Geflügelhändler. Herrscht eine Seuche, geht das Geflügel zu Grunde, so müßte es eigentlich verscharrt werden. Dies wäre ein Gebot der Menschlichkeit, aber, die Lebensmittelfälscher kennen nur ein Gebot: ihre Taschen zu füllen. Also das verendete Geflügel wird präpariert, einbalsamiert und auf „frisch“ hergerichtet. Dies geschieht mit Hilfe von gefalzenem Wein und Formalin-Injektionen, die entweder in die Brust oder in die Ader gespritzt werden. Ein derart behandelter Kadaver verliert nicht nur seinen unangenehmen Geruch, sondern verbreitet auch einen angenehmen, geradezu appetitanregenden Duft. Es darf auch nicht vergessen werden: das Fleisch eines solchen Geflügelkadavers wird schon weiß und erscheint somit noch frischer als die wirklich frische Ware. Welch gesundheitschädliche Wirkung der Genuß dieses Fleisches mit sich bringt, ist leicht vorstellbar.

Welchen Umfang die Lebensmittelfälschungen in Frankreich und auch anderswo erreicht haben, zeigt am besten ein Ausspruch des be-

kannten Pariser Professors Brouardel. Der Professor charakterisierte die Tätigkeit der Lebensmittelfälscher folgendermaßen: „Der Mensch setzt sich zum Frühstück, schlürft mit Behagen seinen Milchstoffer, der aus gefälschtem Kaffee und mit Formaldehyd konservierter Milch besteht. Zum Mittag ist er dann mit Boraxbeizung geröteten Schinken, dazu Spinat, dessen grüne Farbe durch Kupferjulfat erhalten wird. Er trinkt auch ein Gläschen Wein, der natürlich mit Fuchsin gefärbt ist. Also, mit fast jedem Bissen nimmt er verschiedene Gifte zu sich. Die Wirkung dieser Gifte ist auf den Krankheitsstabelle der Internistenabteilungen der verschiedenen Spitäler leicht festzustellen.“

Aber auch die verschiedenen Würstwaren müssen sich sehr oft einer Verjüngungsprozedur unterwerfen. Schlechtes, verdorbenes Fleisch wird in vielen Fällen mit chemischen Reagenzien derart behandelt, daß es wieder den Eindruck von Frischfleisch erweckt. Dieses Fleisch wird dann den Würstwarenfabriken verkauft, und aus diesem alt-frischen Fleisch werden sehr oft Würstwaren hergestellt.

In der neuesten Zeit wird zur Verjüngung von Würstwaren, aber auch zur Auffrischung von alter Butter die Sterilene gebraucht. Der Hauptbestandteil der Sterilene ist eine Hydrochloritlösung. In dem „Ruscé de la Contrefaçon“ findet man Verbeschriften folgenden Inhalts: „Sind Sie im Besitze einer Fleischware, die Gefahr läuft, stinkig zu werden? Oder haben Sie vielleicht Butter auf Lager, die ranzig ist? Besprengen Sie es mit ein wenig Sterilene, und Ihr Fleisch wird frisch und Ihre Butter gut erhalten bleiben. Der Erfolg ist sicher.“

Nun noch einige kleine Geheimnisse aus der Geheimküche der Lebensmittelfälscher. Der Franzose ist für sein Leben gern Spinat. Aber der Spinat muß beim Kauf grün sein; denn dies ist der Beweis dafür, daß er frisch ist. Da aber dieses Gemüse nicht immer frisch gepflückt, sondern oft nach monatelanger Einlagerung auf den Markt kommt, werden die Spinatblätter ganz einfach mit Kupferjulfat behandelt. Denn das Kupferjulfat verleiht den Blättern schöne grüne Farbe. Nun ist nach den französischen gesetzlichen Bestimmungen für jedes Kilogramm Spinatgemüse die Verwendung von 100 Milligramm Kupferjulfat zulässig. Da aber bei sehr altem Gemüse das zulässige Quantum von Kupferjulfat zur Gewinnung der schönen grünen Farbe nicht ausreicht, wird dieses Gift selbst bis 400 Milligramm zu einem Kilogramm Spinatgemüse verwendet.

Nun das Geheimnis eines Lederbissens. Bestellen Feinschneider im Saitenhaus eine Portion Pfefferkaffee, so verlangen sie, daß dieses noch nicht ganz durch sei, d. h. daß beim Schneiden des Fleisches etwas Blut herausquillt. Dieses ist auch ohne weiteres möglich, wenn das Fleisch absolut frisch und saftreich ist. Ist dies aber nicht der Fall, so wird das Pfefferkaffee ganz einfach chemisch blutig gefärbt. Man verwendet zu diesem Zweck die sogenannte Celandine. Die Celandine ist die Wurzel einer kanadischen Pflanze. Die Rizoma wird zu Staub gemahlen, ein wenig Wasser dazugegeben und die Mischung des Blutes ist da.

Paul Diner-Denes.

Ein Lauseprodukt.

Das sagt man so gern, wenn aus einem offenen Fenster rüchichtslos Grammophonmusik ertönt: ein Lauseprodukt. Und meint damit jene runden schwarzen Scheiben, die uns die Ohrenpein bereiten, bei rüchichtsvoller Be-

nutzung aber auch viel Freude machen können. Die Bezeichnung der Schallplatte als Lauseprodukt ist aber mitnichten eine Beleidigung oder Herabsetzung, denn die schwarze Scheibe ist tatsächlich ein Lauseprodukt. Sie besteht nämlich nicht, wie die meisten annehmen, aus Hartgummi, sondern aus den Ausscheidungen der Cochenille- oder Summilad-Schildlaus, die in Ost-Indien beheimatet ist und dort seit Edison's Erfindung der Musik-Konserve züchterisch eine gewaltige Vermehrung erfahren hat.

Das Produkt der Schildlaus, der Schellack, bildet also den Hauptbestandteil der schwarzen Platte. Die Mischung mit Schiefermehl, gemahlener Baumwolle, Harz und Ruß in sorgfältiger Abwägung ergibt unter chemischer Kontrolle ein geeignetes Material, das sich noch prägen läßt, ohne bei sorgfältiger Behandlung zu springen. Es sei denn, der Plattenbesitzer benutzte statt der vorgeschriebenen Nadel einen zweispitzigen Nagel, oder er setzt sich gar auf sein Lieblingsstück. Was gar nicht so selten vorkommt.

Grundstoff der Schallplatte ist die Wachsmatze, in die sich die durch das Mikrophon erhaltenen Schallwellen eingegraben haben. Diese Wachsmatze ist so empfindlich, daß ein Stäubchen, ja sogar ein Atemhauch ihr gefährlich werden kann. Sie wird in Gummischürren beweglich im galvanischen Bade aufgehängt, wo sie sich mit einer Kupferabsonderung bedeckt. Diese Kupferabsonderung geht als feinsten Staubniederschlag der geringsten Formabweichung nach, so daß absolut keine Veränderung gegenüber dem Original feststellbar ist. Schon nach wenigen Minuten hat sich die Wachsmatze mit hauchzarter Kupferschicht bedeckt, und wenn sie nach 24 Stunden aus dem galvanischen Bade genommen wird, hat sich eine biegsame, aber durchaus feste Kupferplatte gebildet. Sie ist ein Regalit, enthält also genau umgekehrt das, was auf der Wachsplatte eingegraben war.

Diese Kupferplatte ist nun zur Herstellung der schwarzen Schallplatten geeignet und kommt in den Maschinenpresssaal. Dort wartet ihrer der Schellack-Teig, zu quadratischen Blöden, sogenannten „Biskuits“, geformt. Zwei dieser Biskuits ergeben eine Platte von 25 Zentimetern Durchmesser.

In der Pressmaschine entsteht durch das Aufeinanderpressen von Kupferplatte und Schellackmasse wieder das ursprüngliche Bild der Wachsmatze, also die originale Niederschrift der aufgewonnenen Töne. Die sorgfältige Arbeit an der Presse bedingt, daß zu jeder Platte eine Minute Arbeitszeit gebraucht wird. Dreißig Sekunden lang verteilt ein sehr hoher Atmosphärendruck die Teigmasse in die feinen Rillen der Kupferplatte. In weiteren dreißig Sekunden wird die fertige Platte schon in der Maschine abgekühlt. Denn selbstverständlich kann das Material nur heiß bearbeitet werden. Jede fünf- und zwanzigste Platte, die die Maschine verläßt, wird in besonderen Kabinen kontrollierend abgehört. Eine Arbeit, die von Frauen geleistet wird, und die vielleicht noch nervenaufreibender ist als die Arbeit an der großen Presse. Man stelle sich vor, daß Platten wie „Mein Papagei frißt keine harten Eier“ in hunderttausenden von Exemplaren hergestellt werden, und daß darum die bedauernswerten Mädchen und Frauen diesen Riß tausende Male hören müssen.

Da könnte man allerdings die Schallplatte zornig ein Lauseprodukt nennen. Aber wenn sie mit gleicher Treue ein Quartett oder die wunderbaren Stimmen der

großen Sänger wiedergibt, dann ist es doch hoher Bewunderung wert, wenn der Mensch aus dem Produkt einer Laus so edle Genüsse gewinnt.

Weiteres.

Kuinen. Käsebieter, der reiche Seifenfabrikant aus Leipzig, ist mit Familie nach Italien gereist. Venedig gefällt ihnen nicht besonders. In Florenz stören die Straßen. Rom enttäuscht auch. Und in Neapel brüllt er wütend, angesichts der Ruinen: „Ehobds fahren wir ahorn nach Hause! Sonne Wiederschaf hier in dähr Gekend! Hier is ja alles tabudd!“

Passendes Geschenk. „Ich möchte gern das Buch in der Auslage „Wie man Männer fängt“, verlangt das kleine Mädchen im Buchladen. — „Das ist aber noch nichts für dich“, sagte der Verkäufer. „Wozu willst du es denn?“ — „Ich möchte es meinem Papa zum Geburtstag schenken“, lautete die Antwort. — „Na, da gibt es viele Bücher, die für deinen Vater sicher besser passen würden“, meinte der Buchhändler. — „Rein, das glaube ich nicht“, erklärte die Kleine in überzeugtem Ton. „Sie müssen nämlich wissen: Mein Papa ist Schymann!“

Der Charakter Gottes. Die Lehrerin bemüht sich, den Kindern Gottes Eigenschaften, wie Allwissenheit, Allgegenwärtigkeit, Ewigkeit usw. klarzumachen. Um letzteren Begriff zu erklären, sagte sie: „Gott war da, als unsere Eltern, Urgroßeltern, Urgroßeltern usw. lebten; er ist jetzt da und wird da sein, wenn unsere Enkel und Urenkel leben werden; kurzum, er ist er war und er wird immer da sein. Wie würdet ihr diese Eigenschaft Gottes nennen?“ fragte sie die Kinder. Da erhebt sich ein kleiner Finger und Susi fragt: „Könnte man da nicht sagen, daß Gott zäbe ist?“

Schach-Ede.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Scharoch Wenzel, Witterschan bei Teplitz-Schönan.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Zum Abschnitt „Mehrere Bauern gegeneinander“ bringen wir die 40. Fortsetzung in nächster Nummer.

Schachaufgabe Nr. 7.

W. Henke, Dresden (Original).

Schwarz: Kc5, Db6, Lh3, h8, Sa1, g2, Ta5, d8 (8).



Weiß: Kh5, Ld1, g5, Se7, f6, Td4, d6 (7).

Matt in zwei Zügen.

Lösungen sind bis längstens 21. Juni d. J. an oben angeführte Adresse einzusenden; die Namen der richtigen Löser folgen in Nr. 26.

Lösungszug zu Nr. 6: L Ta1-a6!

Zur Aufgabe Nr. 6 sandten richtige Lösungen ein: Amler Rudolf, Schlösser Heinrich, Graupen: Schöpka Josef, Eidlitz bei Komotau.